

# Das Schühlein der Fremden

Autor(en): **Matthey, Maja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575892>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

grau und Wolkenweiß malten sie fabelhafte Blumen hinein, daß das Ganze recht modern, aber nicht gerade schön wurde. Jeder Hügel bekam einen Gürtel von Morgenglanz und die Berge eine mohnrote Mütze mit einer Quaste aus Gartenbunt.

Als alle Töpfe leer waren, kehrten die Engel schleunigst in den Himmel zurück und begannen, als ob nichts geschehen, die Betten der Sterne zu machen. Diese kamen eben müde zurück und wollten sich nun schlafen legen. Vater Petrus aber hatte sich beim Nikolaus etwas versäumt und eilte, das Wettermenü zu bestellen. Wolkenzupfen sollte es geben — er hatte keine Zeit mehr, sich lange zu bestimmen. Da gewährte er auf einmal durch eine Wolkenpalte die Farbengeschichte auf der Erde und traute seinen Augen nicht. Als er die Wolke etwas zurückschob und das Bild daselbe blieb, da bekam er einen heillosen Schreck. Wer es auch gewesen, man hatte ihm einen Streich gespielt, während er beim Onkel Nikolaus etwas gar lange plauderte, und auf ihn würde die Geschichte zurückfallen, da er die Verantwortung für das Wetter auf Erden trug. Zu seiner Beruhigung merkte er, daß alle Leute noch schliefen; denn kein Licht brannte, und kein Schornstein rauchte. Nur aus dem Pfarrhaus stieg ein Räuchlein, und ein Lämpchen flackerte hin und her. Also schnell gehandelt, den großen Schneefack her und die Kleferei mit Schnee zugedeckt! Die Engel mußten den ganzen Vormittag schütteln helfen und machten dazu Gesichter, als empfänden sie die Strafe aufs schmerzlichste. Aber heimlich triumphierten sie, weil ihr Streich so fein gelungen war. Schneien taten sie gern, und wenn es

auch schade war, daß ihr Phantasiegemälde so rasch zerstört war, so sah es doch nachher hübsch blank und sauber aus auf der Erde ...

Die Pfarrlies war die einzige, die den Farbenstreich der Engel gesehen hatte. Als sie das Fenster öffnete, um ihrem Feuer mehr Zug zu verschaffen, gewährte sie beim letzten Lächeln des Mondes die kunterbunte Pracht. Sie wurde davon, so spät im Jahr, höchlichst in Erstaunen gesetzt; als aber, eine Stunde später, der Herr Pfarrer mit seiner Familie zum Frühstück erschien, da war alles schon zugeschnitten, und keiner wollte glauben, was die Lies erzählte. Doch am Nachmittag mußte der Herr Pfarrer über Land gehen, um einen Kranken zu besuchen. Da gewährte er am Waldesrand ein kleines Tannenbäumchen, das über und über voll bunter Farben war. Daran hatten die Engel ihre Finger abgestrichen, wenn sie von Farbe so klebrig waren, daß sie sie nicht mehr rühren konnten. Zwei große Tannen hatten über dem Bäumchen ihre dichten Nester vereint, daß der Schnee vom Himmel es nicht erreichen konnte. Der Pfarrer merkte sich die Stelle wohl, und als Weihnachten kam, schickte er seinen Knecht in den Wald, das Bäumchen zu holen. Am Abend besteckte er es mit brennenden Lichtern und sagte zu seinen Kindern, die es voll Erstaunen und Entzücken besahen: „Meine Kinder, behaltet den Schein des Christbaumes in euern Herzen euer ganzes Leben lang und vergeht nie, daß die Liebe, deren Fest wir heute feiern, noch wunderbarer ist als all die Farben des Bäumchens und noch strahlender als seine Lichtlein!“

## Das Schühlein der Fremden.

Novelle von Maja Matthey, Zürich.

II.

„Heute hat es der Nachbar streng,“ sprach Frau Schnädbergans vor sich hin, als sie hörte, wie seit dem frühen Morgen des Hämmerlein in des Meisters Werkstatt nicht zur Ruhe kam. „Mit der Brautenschaft muß nicht alles seine Richtigkeit haben,“ kombinierte sie, „sonst würde er nicht schaffen wie wild!“

Sie schritt ganz dicht an die Grenze ihres Gartenlandes und hob sich auf die Zehen empor, um dem Nachbar ins Fenster zu sehen. Aber wie sie auch ihren dünnen Hals recken und drehen mochte, sie fand in dem verhangenen Glas kein Ritzlein für ihre Augen. Vorsichtig zog sie sich von ihrem Späherposten zurück, ging ein paarmal die Erbsenbeete entlang und las von den Kohlköpfen ein Käuplein ab. Sie tat es unwirksam und nicht, wie sonst, getragen von einem satten Stolz über das gute Wachstum ihrer Gemüsearten.

Endlich mußte ihr eine erlösende Idee gekommen sein. Ihre breiten Züge hellten sich auf, und hurtig stieg sie in die Kammer und kam mit einem zerrissenen Schuh ihres Dirnleins in der Hand wieder herunter. Ein paarmal strich sie sich die gestärkte Schürze glatt, fuhr sich mit der angenehmen Handfläche über den Haarscheitel, und dann ging sie ins Nachbarhaus.

Dort sprang das Hämmerlein auf dem Leder herum, als gölte es, die Schuhe eines ganzen Regimentes wahrhaftiger Eidgenossen zu besohlen.

„Guten Tag, Herr Rot!“ begann sie. „Euch fehlt es nicht an der Arbeit!“

Vorsichtig schickte sie ein paar Redensarten vor-

aus, gleichsam als Kundschafter, die ausfindig machen sollten, wie sie am leichtesten dazu kam, ihre Wißbegierde zu befriedigen.

„An der Arbeit fehlt es nicht,“ antwortete Meister Rot gleichmütig. „Wenn nur immer das Geld so einginge, wie die Arbeit!“

Frau Schnädbergans verzog ihr Gesicht. Es fiel ihr ein, daß sie mit der Bezahlung für geleistete Arbeit arg im Rückstand bei dem Meister war. Diese Erinnerung machte sie demütig, weckte zugleich aber in ihrem Innern den Groll über den Nachbar.

„Einer armen Witwe wird es schwer,“ seufzte sie, „sich und ihr Dirnlein durchzubringen!“

„Zeigt den Schaden!“ sprach gutmütig Viktor.

„Daran ist nichts mehr zu doktern,“ lachte er, als er die ausgenutzten Schühlein sah. „Die hat Euer Dirnlein zu Schanden gesprungen!“

Er warf das Schuhzeug zum alten Leder. Frau Schnädbergans schlug die Hände über dem Kopf zusammen und fing ein Lamento an. Gelassen ließ Viktor sein Hämmerlein springen. Das war, als schlug es den Taft zu den Klagen der Nachbarin.

„Man merkt, daß Ihr unverheiratet seid! Nun kommt es auch für Euch anders, da erfahrt Ihr, was es kostet, sich und die Familie durchs Leben zu bringen!“

Viktor Rot bemerkte ihren lauernden Blick und wußte sich ihren Besuch zu erklären. Es fiel ihm ein, was er ihr gestern zum Scherz zugerufen hatte.

„Wenn das Ursula erfährt!“

Es schoß ihm heiß in die Schläfen. Besonders das von der Witwe oder der Ledigen machte ihm

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.



Beim Schloß von Rapperswil.  
Nach photographischer Aufnahme von Alfred Ryffel, Zürich.

Pein. Was würde Ursula von ihm denken, wenn sie sein Geschwätz vernahm, das sicherlich nicht lieblicher tönte, nachdem es durch den Mund der Frau Schnädbergans gegangen! „Danach kann mich die Ursula für einen leichtsinnigen, in alle Hühner verliebten Guggel halten!“

Erst war er ein paar Schühlein nachgelaufen. Nachher hatte er lose Reden geführt, als ob er nicht einmal von seinem Mädchen wisse, ob sie eine Witwe oder eine Ledige sei. Sein Sündenregister drückte ihn sehr...

„Ich muß einlenken,“ dachte er und zerfann sich das Gehirn nach einem Vorwand, nach einem Grunde, der so klar war, daß auch die scheelsüchtigsten Augen ihn als lauter befinden mußten. Das war leichter gewollt als ausgeführt.

Als er keinen Ausweg fand, entschloß er sich zu einem Bekenntnis.

„Frau Schnädbergans,“ fing er an, „das von gestern war ein Scherz!“

„Was von gestern?“ rief die Frau. Sie hatte des Mannes Verlegenheit beobachtet und sein wachsendes Unbehagen.

„Was ich gestern erzählt habe... Ich habe mich noch nach keiner Meisterin umgetan!“

Viktor Rot meinte, mit diesem Geständnis der Klatschsucht seiner Nachbarin alle Fäden abgeschnitten zu haben, wie etwa einem gefesselten Ballon die Stricke, worauf der in die Lüfte steigt und auf Nimmerwiedersich verschwindet.

„Er hat sich einen Korb geholt!“ dachte die Frau. „Das geschieht ihm recht, dem Hochnäsigen!“

„Euerm Dirnlein könnt Ihr ein paar neue Schuhe aussuchen,“ erbot sich Viktor. „Ich will noch einmal Kredit geben!“

So hoffte er, am ehesten seine Torheit aus der Welt zu schaffen. Dabei fiel es ihm ein, wie über Nacht sich manches ändern konnte, zum Beispiel bei ihm, dem eine übermütige Laune von gestern heute Angelegenheiten bereitete. Er sah nachdenklich vor sich hin und seufzte leise dazu.

„Wenn das Mannsvolk im Leid sitzt, wird es weichherzig,“ dachte Frau Schnädbergans und strich sich über die steif gestärkte, frische Schürze. Daß er ihr ein paar Schuhe für das Dirnlein auf Kredit geben wollte, war brav vom Meister; denn sie steckte tief bei ihm in Schulden. Ihr gegenüber hing ein Spiegelein an der Wand. Es hatte im Eck einen Sprung und war von der billigen geringen Sorte, wie man sie sich auf Jahrmärkten am Glücksrad als Gewinn herausdrehen kann. Zu Hause hatte sie keinen bessern Spiegel hängen, und als es der Zufall wollte, daß das Spiegelein ihr Bild auffing, stellte sie sich in Positur und zog ihren grämlichen Mund in freundliche Linien. Sie fand, sie sei eine wohlaussehende Person, die noch lange nicht zum alten Eisen gehöre. Ein paar Jährchen, nur ein Jahrzehnt zählte der Viktor weniger als sie. Die bedeuteten nichts bei jemandem, dem es nicht darauf ankam, ob eine ledig oder verwitwet war. Sie wurde zutraulich.

„Eine wüßte es zu schätzen, wenn sie Meisterin

würde,“ sagte sie zum Abschied. „Grämt Euch nicht weiter um die hinter den Bergen!“

Viktor zuckte zusammen. Was wußte die Schnädbergans von Ursula? Hatte das Weibsbild ihm nachspioniert und schon mit ihrer giftigen Zunge die reine Zuversicht des Mädchens getrübt? Die Nachbarin hielt es für geraten, jetzt zu gehen, damit ihre Worte in Viktors Herzen nachwirken konnten.

„Eine ist bereit, Euch zu trösten, die ganz nahe ist,“ sprach sie und wandte ihm ihr Gesicht voll zu, ehe sie zur Türe hinausging.

Dem Manne wurde es ungemütlich.

„Was hat der Satan im Sinn?“ brummte er zwischen den Zähnen hindurch. Er setzte sich auf seinen Schemel und begann aufs neue, seine Arbeit zu verrichten. Sie ging jetzt nicht mehr so flink vorwärts wie vorher. Der erste Eifer war ihm zerstört. An seine Stelle rückten die Befürchtungen.

„Wenn es doch Samstag wäre!“ stöhnte er einmal über das andere. Da würde er die Hände des lieben Mädchens zwischen den seinen halten und so traulich mit ihr reden, daß keine Macht der Erde mehr ihren Glauben an ihn erschüttern konnte.

„Wenn es doch Samstag wäre!“

Das waren eitle Wünsche, die trotz aller Sehnsucht sich nicht anders als einmal in der Woche erfüllten, und wenn diese im Zeichen des Anfangs stand, so mußte öfters aus Morgen und Abend ein neuer Tag werden, bis der erhoffte Samstag anbrach. Schmerzlich empfand Viktor seine Ohnmacht gegenüber der Zeit. Die rückte kein Strichlein schneller vorwärts, ob er schalt oder lachte, sich sehnte oder ärgerte. Die trottete immer im gleichen Schrittmah weiter und fragte nichts danach, ob einem Menschlein ihre Gangart behagte. Einzig die Arbeit bewirkte, daß sie kürzer erschien, weil man nicht mehr Zeit hatte, auf ihr Schreiten zu achten...

Viktor fiel es ein, wie er als Kind krank gelegen, sich ungebärdig im Bette herumgewälzt und von der Mutter verlangt, daß sie ihn aufstehen lasse. Der Doktor hatte ihm befohlen, unter den Decken zu bleiben. Lange hatte er die Mutter geplagt, bis sie verzweifelt eine Sanduhr vom Schafte holte.

„Wenn sie fünfzehnmahl abgelaufen ist, dann darfst du aufstehen. Nun zähl's!“ So vertröstete sie ihn.

Eifrig beobachtete er die Uhr, die gleichmäßig ihre Sandkörnlein durch die enge Glasröhre rollen ließ. „Eins!“ rief er laut und drehte die Uhr wieder um, sodaß sie von neuem ihren Sand rieseln ließ, „Zwei!“ nach einer Weile. „Drei!“ verkündete er triumphierend. Das „Vier!“ kam schon schwächer heraus. Bei dem „Fünf!“ war eine größere Pause. Das „Sechs“ blieb ganz aus. Er war über dem Zählen fest eingeschlafen, und als er aufwachte, schien die Sonne hell ins Zimmer, und die Mutter hielt ihm seine Höschen bereit:

„Du hast dich gesund geschlafen, Faulpelz! Komm und stehe auf!“

Er lachte, als er an seine Kindheit dachte, und nahm ein Stücklein steifes Papier, zeichnete darauf eine Form, pußte sie aus und zeichnete von neuem, bis sie die Linien hatte, die nach seinem Geschmack

waren. Endlich glaubte er ein Schühlein, das denen der Fremden gleich, fein säuberlich aufgezeichnet zu haben. Er vergnügte sich damit, das Förmlein auszuschnitten und suchte unter den feinen Lederstücken nach einer passenden Farbe. Er fand ein goldbraunes, weiches Leder, das wie ein Goldkäferleibchen schillerte. Streichelnd fuhren seine Finger darüber. Dann schob er es beiseite und zog ein rotfarbenedes Stücklein hervor. Auch dessen purpurne Pracht gefiel ihm nicht auf die Dauer. In solch roten Pantöffelchen mochte er sich seine Liebste nicht vorstellen. Entmutigt warf er die Stücklein durcheinander, zurück in die Lade. Dabei sprang ein weißes hervor. Das war wie ein Milchseelein anzusehen und so milde im Glanz wie das Mondlicht, wenn es sich im Regenfasse spiegelt. Viktor hielt das Stücklein hoch, besah es von rechts und von oben und unten, schmiegte es um sein Armgelenk und schmunzelte zufrieden:

„Das taugt für die Füße einer Hochzeiterin!“

Die Sorgen waren ihm verfliegen wie Nebel vor dem Sonnenlicht, und die Erinnerung an den Besuch der Frau Schnäddergans ging unter in der Flut froher Gefühle, die seine Brust schwellten beim Gedanken an Ursula und die Schühlein, die er für ihre Füße aufgezeichnet hatte...

Von der Domkirche läutete die Mittagsglocke, und Viktor merkte, daß der Morgen vorbei war und der Hunger sich zu regen begann. Er hatte vergessen, sein Töpflein mit Speise aufzusetzen, wie er es für sich zu tun gewohnt war, und mußte nun mit einem kalten Bissen vorliebnehmen. Allerlei Einwände gegen das Junggesellenleben stießen ihm auf, während er von einem ältern Kästlein die Rinde mit scharfem Schnitte ablöste. Jetzt hätte eine dampfende duftende Suppe auf seinem Tische gestanden, und ein liebes Gesichtlein hätte ihn zum Zulangen genötigt.

„Das muß anders werden,“ sagte er energisch, „und bald!“

Ein mit näselnder Stimme gesungenes Liebeslied tönte zu ihm herein.

„Das ist doch nicht die Frau Schnäddergans?“ rief er erstaunt. „Die balzt ja wie ein Auerhahn!“

Er blickte nach dem Nachbarhause hin und sah richtig die Frau Schnäddergans im Fenster liegen und ihr Liedlein singen. Das kam ihm so gepassig vor, daß er laut lachend sich abwandte. Dabei geriet ihm eine Kästrume in den Schluß, und blühblau im Gesicht vor Lachen und Hustenreiz hörte er die Nachbarin immer zärtlicher, immer eifriger singen:

„Im Aargäu sind zwei Liebi, im Aargäu sind zwei Liebi; die hättid einandere gern, so gern, die hättid einander gern...“

Der Samstag kam, und ehe es dämmerte, war Viktor bereit zum Ausgang. Am Tor ihres Gartens stand Frau Schnäddergans, eine reinliche Schürze umgebunden und ein helles Tuch um die spitzen Schultern geschlungen.

„Wir haben wohl den gleichen Weg,“ sagte sie und trat wie verabredet neben ihn.

Viktor wußte vor Ueberraschung nichts zu antworten und tat mechanisch ein paar Schritte neben der Witwe:

„Was fällt der ein?“ schoß es ihm durch den Sinn. „Meint sie, ich wolle am Samstagabend mit ihr promenieren?“

Er kam in Aerger hinein.

„Frau Schnäddergans, ich habe es eilig!“ rief er und lief die Straße hinauf bis zum Froschtümpel, wo er atemlos Halt machte. Sie hatte ihm nicht nachfolgen können.

Befreit atmete er auf und ging gelasseneren Tempos hinauf zum Wald, daran der Hof des Hasenmattbauern grenzte. Von dort ließ er einen leisen Jauchzer ertönen. Der klang gedämpft wie eine Freude, die sich erst scheu zu zeigen wagt, durch die Felder und wurde von einer hellen Stimme, die wie der Schlag eines Silberglöckleins war, beantwortet.

„Die Ursula!“ flötete er mit gespitzten Lippen.

Das Mädchen stieg durch die weiche Dämmerung herauf. Bald sah er ihre schlanke Gestalt sich zwischen dem Korn hindurchschlängeln, bald verbarg eine Wegbiegung sie seinen spähenden Blicken, bis sie bei einer neuen Wendung ihm wieder sichtbar und nähergerückt war.

„Ursula,“ frohlockte er, als sie in Hörweite war, „liebe Ursula!“

„Herr Rot,“ entgegnete schämig das Mädchen.

„Sag' Viktor!“ bat der Mann. Er mußte seine Bitte des öftern wiederholen, und erst mit der wachsenden Dämmerung wurde den Mädchenlippen sein Name geläufig. Nun verstand es Ursula aber, ihn so zärtlich und häufig auszusprechen und mit zierlichen Verkürzungen und wohlklingenden Anhängseln zu schmücken, daß der Meister überselig seiner Liebten von dem feinen weißen Lederfunde erzählte. Er griff nach ihrem Fuß und spannte die Länge mit Daumen und Zeigefinger nach und nahm ihr das Maß über den Riß und fragte, ob er auch nirgends zu fest drücke.

„Hochzeitschuhe dürfen nicht weh tun,“ sagte er gewichtig. Die Ursula war hingegen der Ansicht, daß er das Mätlein wohl noch ein wenig knapper anziehen könne, damit sie besser mit den schmalen Sohlen aus der Vergangenheit konkurrieren könne. Die Zeit verstrich zwischen Scherz und Lachen, Plänen und nützlichen Zukunftsgedanken.

Der Mond stand über dem Walde und glänzte silbern in die Tannenwipfel und beschien das Bänklein, darauf die beiden eng aneinander geschmiegt das süße Glück einer jungen Liebe genossen.

Die Frau Schnäddergans war Viktor ganz aus dem Gedächtnis entschwunden. Wer konnte ihm noch etwas anhaben, jetzt, da er Ursula von seiner Liebe und dem ernstesten Willen, aus ihr seine Meisterin zu machen, überzeugt hatte? Zärtlich strich er ihr über das blonde gewellte Haar und versuchte, ihr die Zöpfe zu lockern. Darüber beachtete er nicht, wie eine Gestalt vom Bauernhof sich heraufschlich und eine andere geduckt hinterdrein kam.

Plötzlich erhielt Viktor eine klatschende Ohrfeige

und fühlte, wie seine Ursula ihm durch fremde Gewalt aus den Armen gerissen wurde.

„Se,“ schrie die scharfe Zunge der Frau Schnäd-  
dergans, „habe ich Euch recht berichtet, Hasen-  
mattbauer?“

„Geh heim!“ befahl der Vater barsch seiner Toch-  
ter und gab ihr mit dem Arm einen Schwung, so  
daß sie ein Stücklein sanft zwischen dem Korn den  
Hügel hinabglitt.

„Mit einer Witwe und einer Ledigen zugleich  
anbändeln, Herr Rot, das war Ihre Meinung!“  
schalt die Frau auf den Meister ein und stellte sich  
dicht neben ihn. Dazwischen polterte der Bauer und  
holte zum neuen Faustschlag aus. Viktor fiel ihm  
in den Arm.

„Euch will ich Rede stehen, Mattenhofbauer! Das  
Weibsbild da geht mich nichts an!“ Er deutete  
auf die Frau Schnäd-  
dergans.

„Das wird sich zeigen!“ schrie diese höhni-  
sch, vor  
Angst um ihren ausgeheckten Plan unfähig, über-  
legend zu denken.

Viktor wandte ihr den Rücken.

„Die Ursula und ich sind eins. Morgen hätte ich  
um sie bei Euch gefreit. Nun tue ich es jetzt, zu un-  
gewöhnlicher Zeit, damit Ihr über meine Meinung  
im klaren seid!“

Der Bauer ließ den erhobenen Arm sinken.  
Stand es so, und war die Frau nur neidisch da-  
zwischengefahren, um sich den Meister Rot zu  
angeln? Der ist ein hablicher, angesehener Bür-  
ger, sann er weiter, mit einem Lädlein in der  
Stadt. Er besah sich die Frau Schnäd-  
dergans, auf  
deren Gesicht das Mondlicht fiel. Ein Fluch fuhr  
ihm durch die Zähne. Er hatte sich aufheben lassen,  
bis der Zorn ihn über-  
mannte und er den  
Berg hinaufgestürmt  
war.

„Ihr wäret sogar  
mir zu wüß,“ sagte er  
zu der Witwe. „Das  
glaube ich dem Mei-  
ster Rot aufs Wort,  
daß er meine Junge  
einer Abgestandenen  
vorzieht!“

„Vater, die hat  
die böseste Zunge im  
ganzen Städtlein und  
ist fähig, der Jungfrau  
Maria selbst den Hei-  
ligenschein am Kopf  
zu schwärzen!“ sagte  
Ursula, die wieder den  
Hügel heraufgetro-  
chen war und nun,  
durch den guten Ver-  
lauf der Angelegenheit  
ermutigt, sich neben  
Viktor stellte.

Die Schnäd-  
dergans  
begriff, daß ihre bos-

haften Zungenkünste dieses Mal dazu gedient hat-  
ten, das Pärlein, statt es zu trennen, einander in  
die Arme zu treiben. Mit einem häßlichen Lachen  
verschwand sie zwischen den Tannen im Walde.

Die Ursula ließ dem Viktor ihre Hand, und ein  
Schein von Mitleid verschönte ihre in Glück ge-  
tauchten Augen, als sie sagte: „Verschmähte Liebe  
macht gallebitter!“

„Woher weißt du das?“ fragte Viktor.

„Ich merke es an meiner hellen Freude und  
ermesse daran das Leid der andern,“ antwortete  
Ursula.

„Bist du wieder da?“ tat der Bauer erstaunt.

„Ja, Vater, der Viktor und ich, wir gehören zu-  
sammen!“ Sie schmiegte sich fest an ihn an.

Wie die beiden so nebeneinander standen, schlank  
gewachsen, von gleicher Größe und von dem gleich-  
en blonden Haarwuchs, dicht am Waldrand und  
über ihnen der weite, vom Mond silbern durchstrahlte  
Himmel, da wurde es dem Bauern feierlich im Ge-  
müt. Er konnte nichts mehr sagen und drückte und  
schluckte an seiner Rührung herum, die ihm wie  
ein Schleimfieber im Halse saß und zu den Augen  
herauswollte.

„Die Ursula brauche ich im Heuet,“ sagte er  
rauh. „Vor dem Herbst kann ich sie nicht entbehren!“

Das schien dem Viktor zu lang und paßte auch  
dem Mädchen nicht. Wie ein Gespenst kam ihnen  
die Erinnerung an die Tücke der Frau Schnäd-  
dergans, die die Feindin ihrer jungen Liebe war.

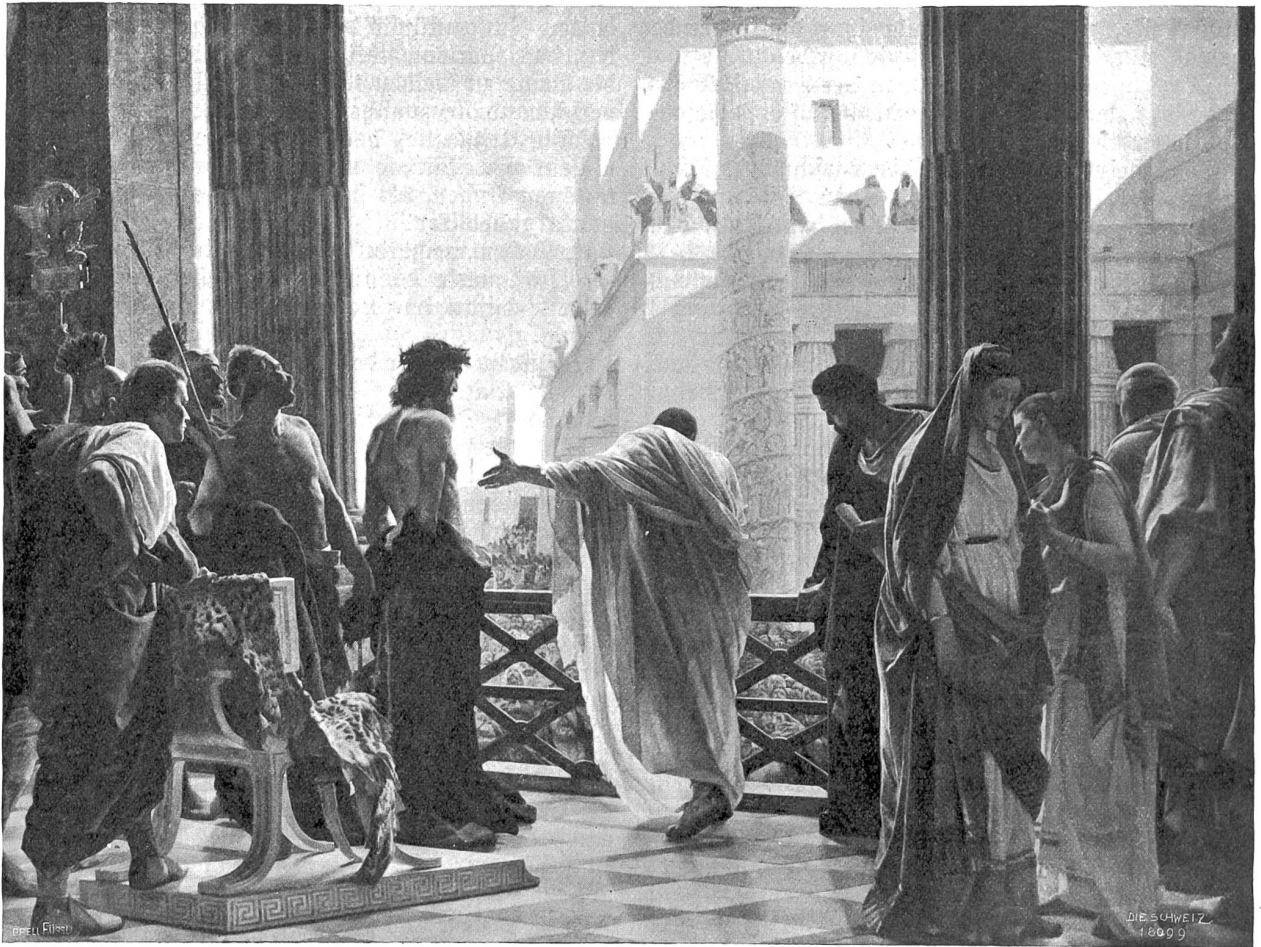
„Sie wird ihm über mich allerlei zutragen  
lassen,“ sann das Mädchen.

„Sie wird mich so lange bei den Freundinnen  
der Ursula verkatzen,“ dachte Viktor, „bis meine



Antonio Eiseri (1821-1891).

Der Zinsgroßhändler (1855/69). Original im Palazzo Rusca zu Locarno.



Antonio Gisleri (1821–1891).

Liebste glauben muß, sie bekäme einen Unhold zum Mann.“

„Ueber den Zeitpunkt können wir ein anderes Mal streiten,“ entschied der Bauer, der nicht mehr daran gewöhnt war, abends lange in den Mond oder in ein paar zärtliche Augen zu sehen. Die Lieder fingen an, ihm schwer auf den Augäpfeln zu liegen, gleichsam, als drücke die Arbeit des verfloffenen Tages sie nieder.

Langsam stapfte er voraus. Es blieb den Liebenden nichts übrig, als einander zu zeigen im herzlichen Lippenpiel, darin Viktors Lippen in diejenigen der Ursula sich festsaugten wie etwa ein durstiger Bienenrüssel im Blumentelche, daß Abschiednehmenmüssen die grausamste Prüfung ist, die Väter ihren verliebten Kindern auferlegen.

„Vorwärts, Ursula!“ mahnte der Bauer und stand wartend an dem abgesteckten Grabe still, daraus er die Ueberbleibsel einer vergangenen Zeit gehoben hatte.

Da unten hatten die Schmuckstücke gelegen, die Schühlein und ein paar des Fleisches entblößte Knochen. Sein Name stand jetzt unter denen der Donatoren im Museum. Das schmeichelte ihm; denn der Hasenmattbauer Hartmann war nicht unempfindlich gegen äußere Ehren.

„Außerdem hatte ich nur Scherereien,“ schalt

Ecce homo (1874/90). Original in der Nationalgalerie zu Rom.

er. „Mein Gras ist ringsum zertreten, und bis ins Korn laufen die Fußspuren!“

Er sah die aufgerichtete Warnungstafel dunkel in den Abend ragen.

„Nichts als Schererei!“ wiederholte er und verbarg in den Mundwinkeln das freudige Lächeln über die Ehrung, daß jetzt auch ein Hartmann als Donator neben andern gutklingenden Namen stand.

Die beiden Liebenden waren bis zum Grabe Schrittlein für Schrittlein nachgerückt. Jetzt hielten sie an und schauten ebenfalls hinab in die Finsternis.

„Die feinen Schühlein, die da unten lagen...“ flüsterte Ursula.

„Sie waren der Anfang zu unserem Glück,“ antwortete Viktor.

Sie umfaßten einander von neuem und suchten sich mit den Lippen. Ueber ihnen leuchtete der Mond und rauschten die schwarzen harzduftenden Juratannen. Das bleiche Licht fiel in die weißen nackten Felswände und ließ sie aufgleißen, sodaß es schien, als träte plötzlich aus dem Dunkel ein geharnischter Reiter in silberner Brünne hervor, von den Schatten der Nacht wie von Adlern umflattert. Die Natur belebte sich, wurde anders, als sie am Tage aussah. Es schien, als wären aus ihr Gestalten gewachsen und Zungen in ihr mit fremden Lauten lebendig geworden. Römische Legionäre

brausten vorbei mit den Flügeln des Windes. Die Erde erzitterte vom Gestampf der Pferdehufe, die ängstlich in den Steinen nach einem Halt suchten. Flüchtlinge huschten vorbei, und Gefangene stöhnten in ihren Ketten. Frauenhaar hing vom Sattel nieder und schleifte über den Boden. „Barbarin, schmerzt es sehr, was dir der Römer tat?“ fragte es im Winde. „Der Tod macht frei,“ klang es ächzend zurück, und ein zuckender Mund schloß sich zur marmornen Ruhe . . .

Die Turmuhr der Stadt holte aus zum dröhnenden Schläge.

„Mitternacht!“ rief der Hasenmattbauer. „Jetzt wird aber ins Bett gepressert!“ Ursula riß sich los von Viktor und folgte dem Vater hinunter in den Hof. Schnellen Schritts ging Viktor heim auf dem kürze-

sten Weg und zog das Maß zu den Schuhen seiner Liebsten aus der Tasche, entzündete die Dellampe und schnitt und nähte, stiftelte und schaffte, bis mit dem Morgenrot ein paar Schühlein fertig wurden, schneeweiß, schmalsohlig und zierlich, wie es keine schöneren anzuschauen gab, nicht in Viktors Lädenlein und nicht in der ganzen Stadt.

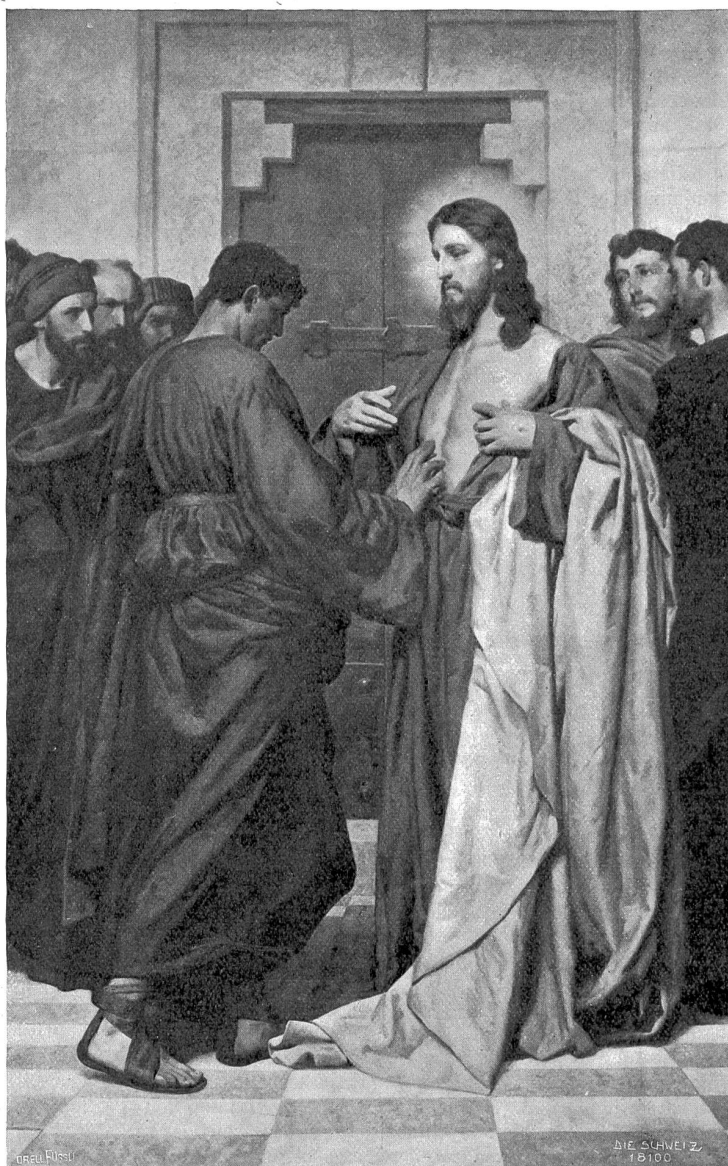
Als er fertig war, legte er sich aufs Ohr und schlief bis in den hellen Sonntag hinein. Nicht einmal die zankende Stimme der Frau Schnädbergans, die draußen im Garten rumorte wie ein Atemzug im gesprungenen Messinghorn, störte ihm den friedlichen Schlaf. Erst am Mittag kam er aus seinem Hause, festtäglich gewandet, und trug, in einem Seidenpapier sorgfältig eingewickelt, die Hochzeitschühlein zu seiner Ursula . . .

### Antonio Ciseri, ein Tessiner Maler (1821–1891).

Mit einer Kunstbeilage, einem Selbstbildnis und drei weiteren Reproduktionen im Text.

Wer von Locarno die Straße über Losone einschlägt und von dort ansteigt, kommt über die Kirche von Valle und Lavorcio auf die Höhe über den Langensee und genießt hier eine Aussicht über die Gegend, wie sie, wenigstens auf schweizerischem Boden, herrlicher und umfassender nicht gedacht werden kann. Von dem letztgenannten Weiler geht das Sträßchen wieder abwärts, um in Ronco sopra Ascona, 150 Meter über dem Seespiegel, zu endigen. Nur wenige Gäste von Locarno steigen zu dem einsamen Dorfe hinauf, das mit einer guten windungsreichen Straße mit der am Seeufer bei Porto Ronco vorüberführenden Haupttroute zusammenhängt. Es ist ganz still dort oben an den Bäumen bei der Kirche und auf der Terrasse mit der wundervollen Aussicht bis weit über Luino hinaus. Keine Fremdenpension ist hier oben, und nur von weitem hört man am andern Ufer das Rollen der Züge. Neben der Kirche steht ein einfaches Haus, und auf dem Dorfplatz lesen wir auf einer einfachen Tafel: „Ronco. Dem Mitbürger Prof. Commendatore Antonio Ciseri, der als ein Meister klassischer Kunst das Vaterland hoch geehrt hat; stiftet einmütiger Bürgerinn dieses Gedächtnis. 1891.“

Bela und Ciseri sind die zwei anerkannten Meister der Tessiner Kunstgeschichte, die jedem Schweizer geläufig sind. Beide an der Grenze Italiens in herrlicher Landschaft auf der Höhe wohnend, beide der Heimat treu zugetan, aber mit Italiens Geschichte eng verbunden und von den Italienern, die im Besitz der Mehrheit ihrer Werke sind, hoch geschätzt. Und doch beide so verschieden! Ciseri, aus dem Sopraceneri, konservativ in seinen Anschauungen, zurückhaltend und fast schüchtern, der religiöse Maler par excellence, Bela der Freidenker und Revolutionär im Garibaldihemd, der gegen die Sonderbündler kämpfte, den Spartaco schuf und Italien befreien half! Ob beide sich kannten, wie sie von einander dachten, wir wissen es nicht. Im Tessin ist Bela zweifellos populärer; auch in Italien ist er bekannter. Das eidgenössische Museum in Vigornetto mit den Gipsabgüssen seiner sämtlichen Werke hält das Gedächtnis an



Antonio Ciseri (1821–1891).

Der ungläubige Thomas (ca. 1880).  
Original in der Bilderverträge zu Jerusalem.